

Er scheint täglich
nachmittags mit Ausnahme der
Sonn- und Feiertage.
Abonnementpreis
monatlich 50 P., 1/2jährlich 1.50 P.
jährlich 3.00 P. frei ins Haus. Durch
die Post bezogen 1.65 P.
„Die Neue Welt“
(Unterhaltungsbeilage) durch
die Post nicht bezugsbar, kostet
monatlich 10 P., 1/2jährlich 50 P.

Volksblatt

Insertionsgebühren
betragen für die 5spaltige
Zeile oder deren Raum
15 P., für Wohnungs-
Bereits- und Veranlagungs-
anzeigen 10 P.
Inserate für die fällige
Nummer müssen spätestens bis
vormittags 10 Uhr in der
Expedition aufgegeben sein.
Eingetragen in die Post-
zeitungsliste unter Nr. 6852.

Offizielles sozialdemokratisches Organ

für Halle und den Saalkreis, die Kreise Merseburg-Querfurt, Dessau-Bitterfeld und die Mansfelder Kreise.

Redaktion und Expedition: Gr. Ulrichstraße 16, Eingang Bülbergasse.
Telegraphen-Adresse: Volksblatt Halle-Saale.

Motto: Für Wahrheit und Recht.

Nr. 188

Mittwoch den 15. August 1894.

5. Jahrg.

Arbeiter! Parteigenossen! Trinkt kein Tessauer Waldschlößchen-Bier. Weidet alles Berliner Bier.

Ein Vielverwendbarer.

Das eine zwölfjährige unteroffizierliche Tätigkeit ihre Aus-
über zu wahrhaft vollkommenen Exemplaren der Spezies
Mensch ausgestaltet, ist ein Verfall, dessen weitgehende
Weisheit zu befreiten nur die kulturfeindliche Sozialdemo-
krate den traurigen Mut hat. So würde Herr von und
„zu“ Hammerstein sagen oder hat er vielleicht schon wieder-
holt in seiner „Kreuzzeitung“ gesagt, deren Letztere wir uns
nur an hohen Sonn- und Feiertagen gönnen. Und die
Regierungen geben ihm recht. Denn, was kann er nicht
alles werden, der gelb- oder weißbetrübte Aufseher aus unseren
Ferienkolonien? Kein Fach der kommunalen oder staatlichen
Verwaltung ist ihm verschlossen, wenn er nach zwölfjährigem
Kommunikationsstudium und ebenso langen gleichzeitigen Kadern-
stüben mit dem Zivilberufswesen befaßt auf den
Konkurrenzplan tritt. Der Zivilanwärter, der nach viel-
seitiger wissenschaftlicher Vorbildung und nach sehr einseitiger
langjähriger Hungerzeit endlich ein auskömmliches Pöschgen
zu erwischen hofft, mag sich abtrollen, denn der virtuose
Verarbeiter des „schmerzlosen Oxygens“ hat das Privileg
des Bestandens.

In Preußen, wo man die soziale Bedeutung des Unter-
offiziers am frühesten und tiefsten begriffen hat, fungiert er
bereits als Bürgermeister, Bahnhofsvorsteher, Rentmeister,
Gerichtsschreiber u. d. gl. Er hätte er dort natürlich
auch werden können, aber das war ihm zu bumm; mag doch
das Zivilpat um einen Zunderlöcher sich mit anderer Leute
Kinder herumplagen! In Süddeutschland und speziell in
Bavarn machten sich hohe Landesverwaltungen nach hebrum
bavariischen Muster das Verbandsamt für die Bedeutung der
Veldbanne nur auch mit gr. fern Eifer immer mehr zu eigen.
Das Zivilpat, dessen Weidensberechtigung nach militä-
rischen wissenschaftlichen Studien überhaupt noch nicht nachgewiesen
ist, hat allmählich von der Wäldfläche zu verschwinden und
ist durch erstwertige Elemente a. la Metz zu ersetzen.

Damit aber noch nicht genug, denn wie der Verliebte an
seiner angebeteten Maid immer neue Vorzüge entdeckt, so
auch die Förderer des Militarismus an ihrem herrlichen
Unteroffizier. Die neueste Entdeckung verdankt sie seiner
Jochwohlgebornen dem Herrn Hauptmann a. D. Schweders.
Dieser Herr hat herausgefunden, daß der Unteroffizier im
stande ist, auf einfache Weise die Wolage der Landwirtschaft
und die Entföderung des platten Landes zu begeben. In
einer Broschüre zum Preise von zehn bunden Reichsmarkeln
findet sich die neueste sozialökonomisch-militärische Entdeckung
erläutert. Die Sache ist nämlich „janz einfach“. Den Unter-
offizierien soll nach zwölfjähriger Dienstzeit statt der Prämien
ein Stück Land mit den nötigen Gebäuden, Geräten u. i. w.
zur Verfügung gestellt werden, auf dem der Staat eine janz-
billige Hypothek hätte. Die „Kreuzzeitung“ stimmt dieser
Idee begeistert zu und giebt sich der süßen Hoffnung hin,
daß der Unteroffizier, der nun zum Grundbesitzer aufgerückt

ist, seine Gelüste an „Fußmaderinnen, Nähmädchen u. i. w.“
fahren läßt, sich eine „dächtige“ Bauernjungfrau zum Weibe
kriert und mit ihr recht viele fräufige Knaben zeugt, die unter
allen Umständen mit der Pöschtheube auf die Welt kommen
müssen.

Die „Köln. Volkszeitung“ findet ebenfalls, der Vorschlag
Schweders sei „wohl der Erwägung wert“. Doch kann sich
das ultramontane Blatt einiger weher Gedanken nicht ent-
schlagen. Zu beweisen sei nur, meint es, ob einer, der
zwölf Jahre Rekruten ausgebildet hat, nachher noch zum
Landwirt zu gebrauchen sei, und einen vollen Erlas für die
durch den Militarismus dem Lande entzogenen Kräfte wür-
den die angefehlten Unteroffiziere nicht bieten können, weber
ihrer Zahl noch ihren Eigenschaften nach. Die Frage, wo-
her das Stück Land kommen soll, sei weniger schwer zu
lösen. Schon jetzt erhalte der Unteroffizier nach zwölf Jahren
eine Prämie von 1000 Mark. Wenn der Staat eine Hypo-
thek auf dem jenem zugewiesenen Stück Land behalte, so
würden die Kosten für die Allgemeinheit wohl nicht wesent-
lich höher sein als jetzt.

Trotz aller „Erwägungswürdigkeit“ der agrarökonomischen
Mission des Unteroffiziers sieht die „Köln. Volkszeitung“
schließlich doch das Bedürfnis zu folgenden Schlußsätzen:
„Uebrigens erinnert der ganze Vorschlag an die Zeit des
beginnenden Verfalls des römischen Reiches. Auch damals
griff der Militarismus zu Landanweisungen für die Soldaten.
Nur verfuhr man damals etwas humanitärer; man vertrieb
einfach die bisherigen Besitzer und gab das Land den Sol-
daten. Heutzutage verfährt man geistlicher. Freilich schädigt
auch jetzt der Militarismus, schon ohne Landprämien für
Unteroffiziere, die Landwirtschaft durch Entziehung der not-
wendigen Arbeitskräfte und durch immer wachsende Steuern.“
(Eine Klage, die das Blatt i. i. n. Partei hätte früher unter
der Nase reiben sollen, fätmal das brave Zentrum ja immer
neue Militärsachen mitbewilligt hat!)

Im übrigen, der Militarismus hat bei uns bereits Formen
angenommen, die eigentlich nichts mehr unwohlfühlich ober
verwerflich für die „Zivilisation“ machen. So gut wie
der Soldat heute jeden Augenblick das Kommando erhalten
kann, auf seine Eltern und Geschwister zu schießen, so gut
es „schmerzlose Oxygen“, Solbatentelchormorde und Schinde-
reien ohne Ende giebt, so gut ist es möglich, daß nach zwölf-
jähriger „erproblicher Tüchtigkeit“ der Herr Unteroffizier
vor seinen Regimentsschef gerufen wird, dieser ihm mit Thränen
in den schönen Augen eine „Stange Goldes“ überreicht und
mit schmelzender Stimme spricht: „So, nun jehz hin, mein
Sohn, und tose Dir ein Rittergut.“

Wundschau.

Ueber die Schicksalsfrage in Antonienhütte bringt
die polnische Arbeiterzeitung „Gazeta Robotnicza“ eine Mit-
teilung, die vollständig von den Berichten der bürgerlichen

Presse abweicht. Wir geben sie mit der ausdrücklichen Be-
merkung wieder, daß immerhin erst, wie bei allen Berichten
über Begebenheiten, wo es sich um die Beteiligung von
hundertern und tausenden von Menschen handelt, das Ergeb-
nis der Unterlückung abgewartet werden muß. Der Inhalt
der Mitteilung der „Gazeta Robotnicza“ ist kurz zusammen-
gefaßt folgender:

Der jetzt verhaftete Prusok, der sich mit unter der Menge be-
fand, die vor dem ausgebrannten Lokal versammelt auf Einlaß war-
tete, verurteilte die Menge zu heftig und sie zum Nach-
haugehen zu bewegen. Zu diesem Zwecke schickte er den Ge-
nossen Sosna zum Amtsvorsteher. In diesem Augenblicke
zu erhitzen, einige Worte der Aufführung an die Herren richten
zu dürfen und sie zum Nachhaugehen aufzufordern. Sosna trifft
nur den Stellvertreter des Amtsvorstehers an. Von diesem wird
das Belagerte Sosna mit der Bemerkung abgewiesen: „Geben
Sie nur nach Hause, dann wird sich die Menge ebenfalls ver-
laufen.“ Dieser Weisung leisten denn auch Prusok und Sosna
lofort Folge. Die Menge weiß in dem Augenblicke nicht, was
gescheh, und geht Prusok nach. Nach einem Wege von un-
gefähr 15 Minuten wendet sich Prusok um und fordert die ihm
folgenden auf, ruhig nach Hause zu gehen, da keine Ver-
sammlung stattfinden. Er selbst fährt nach dieser Bemerkung weg.
Ein zufällig am Wege liegender Arbeiter Geigenpieler, der seine
Weiten erlösen läßt, giebt jetzt Verantwortung, daß sich die Menge
um ihn schert, um seinem Spiel zuzuhören. Dem Genossen
Burdinla scheint diese Unterlückung nicht zu gefallen, denn er
die erkannte Menge zur Bestimmung gekommen ist, hat er bereits
den Geigenpieler gefaßt und wirft ihn mit Behemung auf die
Erde, so daß der Angegriffene betäubungslos liegen bleibt. Hier-
auf fordert der Genosse von den Zuhörern, daß sie den Be-
wachten wegstagen. Die durch die Handlungswiese des Ge-
darmen empörte Menge giebt ihren Unwillen in manchen heftigen
Bemerkungen zu erkennen und leistet der Aufforderung des Ge-
darmen, den Betäubungslosen fortzuschaffen, in ihrer befreiflichen
Erregung keine Folge. In diesem Augenblicke greifen die Ge-
darmen zu ihren Waffen, die nun jene schreckliche Katastrophe
herbeiführen, deren Verlauf bereits geschildert worden ist. Wie
ferner mitgeteilt wird, ist die Frau, die ein Opfer der polizeilichen
Schreiberei geworden ist, an der Annäherung ganz unbeteiligt ge-
wesen. Sie war in Begleitung ihres Bruders, der bei ihr zu
Besuch war. Die Unglückliche befand sich in schwächerem Zu-
stande und hinterläßt ihrem Gatten drei unminörige Kinder.

Zum Gläub der Postbeamten ist die Oberfeldler
„Freie Presse“ in der Lage mitzuteilen, daß im vergangenen
Winter das Amt der Frankfurter „Volksstimme“ bekannt ge-
worden ist — also wieder ein Beweis, daß jenes Amtsfeld
nicht nur für den Oberpostdirektionsbezirk Frankfurt a. M.
bestimmt war. Es handelt sich also um eine Maßregel, von
welcher Herr v. Stephan wohl wissen muß.

Ueber den Weiberbrüder Leist will das „Berl.
Tagbl.“ von gut unterrichteter Seite erfahren haben, daß
die Alten gegen denselben nach Beendigung des gegen ihn
schwebenden Disziplinarverfahrens der Staatsanwaltschaft
übergeben werden sollen. Die Anklage gegen Leist dürfte
sich danach unter anderem auch mit dem nach S 174 Str. 2
des Reichsstrafgesetzbuches mit Justizhaus bis zu 5 Jahren
bedrohten Verbrechen, sowie mit dem Verbrechen des Tod-
schlages zu befassen haben.

Im Jahre alter Schuld.

Roman von Gustav Höder.
(Radbrand verboten.)
„Oh, Wolfgang!“ tief sie unter einem erneuten Thränen-
strom, „Sie werden mich hassen, Sie werden den Tag, wo
Sie mich zum erstenmale sahen, als den unglücklichsten Ihres
Lebens bezeichnen — und dieser Gedanke ist für mich
schwerer zu ertragen, als alles Andere!“
Bermüht und schweigend starrte Wolfgang sie an.
„Was meinen Sie damit, Felicitas?“ fragte er endlich.
„Oh, denken Sie an die Verantwortung, die Sie auf Ihr
Haupt laden! Denken Sie, Felicitas, Sie zerstören nicht
nur auf immer mein Glück und meinen Frieden, sondern Sie
treiben mich hin zum Kaster, zur Sünde, vielleicht zum Ver-
brechen! Sie stürzen mich in jenen Strudel der wilden
Genußsucht, welcher die einzige Zuflucht für hoffnungslose
und glaubenslose Verzweiflung ist. Felicitas! Sie wollen
sich einem anderen vermählen!“
„Niemals! niemals!“ rief Felicitas heftig. „Ich rufe
Gott zum Zeugen an, daß kein Beweggrund auf der Welt
mich zu verführen soll, meine Hand einem andern Manne zu
geben; daß ich Sie, teurer Wolfgang, immer lieben werde,
bis zur letzten Stunde meines Lebens. Dagegen verlange
ich von Ihnen nichts, als daß Sie sich betreffen sollen, nie
hart über Ihre arme Wigi zu urteilen und ihr eine Schuld
aufzubürden, wo Ihnen ihre Handlungswiese unbegreiflich
erscheinen mag. Wenn Sie mich je aufrichtig und wahrhaft
geliebt haben, Wolfgang, so ehren Sie mein Gebädmiß da-
durch, daß Sie standhaft an all den eblen und hochtinnigen
Grundätzen festhalten, die Sie in meinen Augen mit einer
Glorie besetzt haben, welche in meiner Erinnerung von dem
Bilde des einzigen Mannes, den ich je geliebt, unzertrennlich
ist. Lassen Sie mich auch hören, daß Sie glücklich

sind, — so glücklich wenigstens, als die Umstände es erlauben.
Ja, Wolfgang,“ fügte sie hinzu, beide Hände sanft auf seinen
Arm legend, „glücklich mit einer anderen, die Sie vielleicht
ebenso innig liebt, wie ich. O, Wolfgang, Sie sind ganz
der Mann, Glück zu geben und zu empfangen. Tag und
Nacht will ich zu Gott flehen, daß dies Ihr Los sein möge!“
Wolfgang barg sein Auge in den Händen, um die schred-
lichen vermorrhnen Bilder von sich abzuwehren, die ihn wie
eine Wison seiner Zukunft umschwebten.

„Felicitas,“ fragte er nach einem langen Schweigen, „wird
mir das unübersteigliche Hindernis, welches aus von einander
trennt, stets ein Geheimnis bleiben?“

„Niemals darf nur ein Wort davon über meine Lippen
kommen,“ jagte Felicitas feierlich. „Und nun leben Sie
wohl für immer!“

Sie sprach dies mit leiser gedrogener Stimme, wie die
letzen Worte einer Sterbenden.

Wolfgang drückte sie mit wildem Ungemüß noch einmal
an seine Brust. Dann erleuchtete ein Thüränenstrom sein
geseltes Gesicht; er küßte sie wieder und immer wieder mit
einem nachtinnigen Schmerz, wie ihn nur derjenige kennt,
welcher weiß, was es heißt, sich auf immer von dem Liebs-
ten und Zuersten auf der Welt trennen zu müssen. Felicitas
weinte schweigend. Noch einmal flüsterte sie: „Leb’ wohl!“
Dann riß sie sich von ihm los und eilte weg.

XXX.

Die Sonne war hinabgefallen. Von Süden her zog eine
schwarze Wetterwand am Himmel herauf, in welcher sich
schwarz-graue, schwefelige Wolken bargen. Der um diese
Zeit unterwegs war, der hätte wohl Ursache gehabt, bejorgte
Blicke nach dem finstern zumangeballten Gemüß zu werfen,
aber der Wetter, welcher auf der einjamen Landstraße dahin-
trabte, kümmerte sich nicht darum.

Das sonst so frische und strahlende Antlitz Wolfgangs,
dem wir eben auf seinem traurigen Heimwege begegnet, war
blaß und bestümmert, gedäulichte Hoffnung und tiefes, leben-
selbstiges Wüten hatten seiner Stirn das Siegel reiferen
Lebens aufgedrückt; in wenigen Stunden schien er um Jahre
gealtert.

Immerzu tritt er durch die einjamen Fluren, welche sich
tiefer und tiefer in Finsternis hüllten. In langen, schweren
Stößen begann der Wind zu heulen. Er trieb das fern-
drohende Gemüß heran. Der Himmel öffnete sich flammend
und auf Augenblicke bligte die Landchaft tageshell aus der
Nacht hervor, der Boden ergrünte unter betäubenden Donner-
schlägen und in bicken Strömen rauschte der Regen herab.
Der Wetter hielt zuweilen an, um sich in der Finsternis zu
orientieren, und dann schüttelte er den Kopf, denn mehr und
mehr gewann er die Ueberzeugung, daß er, nur immer mit
seinen qualvollen Gedanken beschäftigt, des Weges nicht ge-
achtet und bei irgend einer Kreuzung die falsche Straße ein-
geschlagen hatte.

Da tauchte plötzlich im violetten Lichte eines Blitzstrahls
dicht an der Straße ein niederes längliches Gebäude auf.
So viel Wolfgang in der flüchtigen Beleuchtung untersuchen
konnte, war es eine Art Schuppen, dessen ihm zugekehrte
Seite offen lag. Er stieg vom Pferde und führte dasselbe
in den finsternen Raum. Da ersahen plötzlich am anderen
Ende des Schuppens ein Lichtstreifen und in dem Helligkeits-
raum einer sich öffnenden Thür zeigten sich die dunklen Um-
risse einer menschlichen Gestalt.

„Bist Du da, Paul?“ rief sie in den finsternen Raum
herin. Wolfgang schritt auf die Stelle zu. Allen Ungehör
nach befand er sich in einer verlassenen, im Verfall be-
griffenen Biegelohne; das Licht drang aus einem durch
eine Thür verengten Bretterverschlag. Vor Wolfgang stand
eine alte, wohl fast siebzigjährige Frau mit schneeweißen

Als ein Schlag ins Wasser hat sich die Erhebung der Anlage gegen die dreißig Pariser Anarchisten erweisen. Die auf anarchische Geheimbünde lautende Anlage hat sich durch nichts erweisen lassen, weshalb auch wegen dieses Anlagepunktes durchweg auf Freipressung erkannt werden mußte. D'rtz und Chericotti sind wohl auf eine lange Reihe von Jahren hinaus unschädlich gemacht worden, aber nicht wegen anarchischer Umtriebe, sondern wegen gemeinen Diebstahls. Große Pariser Blätter sind sich dahin einig, daß sich der Begriff später erweisen werde.

Der Belagerungszustand auf Sizilien ist nach einer Meldung der offiziellen Agencia Stefani durch ein Dekret vom heutigen Tage aufgehoben worden. Da die Ausnahmegesetze Eren-Crispi noch mehr Macht einräumen die der Belagerungszustand, so ist diese Maßregel ziemlich bedeutungslos.

Aus der Schweiz. Die Volksabstimmung im Kanton Zürich ergab die Annahme der Veränderung des Wahlgesetzes mit 23720 gegen 25895 Stimmen, dahingegen die Ablehnung der Initiative, betreffend die Aufhebung der Ausgehälter. — In einem Falle haben also die reaktionären Bauernbündler ihren Willen durchgesetzt.

Das Urteil im Prozeß Waffliess ist jetzt nach achtägigen Verhandlungen, die zum größten Teil durch Neugevernehmungen angefüllt wurden, gesprochen. Die Geschworenen sprachen Waffliess nicht schuldig wegen Anstiftung zum Aufruhr, aber schuldig wegen Anstiftung zur gewaltsamen Befreiung von Gefangenen. Der Staatsanwalt beantragte 40 Tage Gefängnis nach Abzug der überstandenen Haft. Das Gericht verurteilte ihn zu drei Monaten oder 10 Tagen nach Abzug der überstandenen Haft und zu 400 Franken Kassationsprozessen. Das erste Urteil hatte bekanntlich auf ein Jahr Gefängnis gelaute.

Günstlingswirtschaft in Spanien. Als Madrid wird dem „Gamb. Kor.“ geschrieben: Der spanische Staat ist ein armer Schlucker, aber Gelder verschwendet er wie ein Millionär. Was hier an überflüssigen Beamtenpersonal vorhanden ist, das genügt, um noch ein zweites Staatswesen für Jahrzehnte hinaus mit Beamten zu versorgen. Und wenn unsere Bürokraten wenigstens etwas thäten, sei es nur Federn schneiden, oder Papier falzen oder Marken kleben. Aber nichts von alledem geschieht. Die Herren tunen höchstens darüber nach, wie sie auf die einfachste Weise ihre hohen Gehälter verzehren können. Das alles rührt daher, daß hier seit Jahren eine Günstlingswirtschaft eingerissen ist, gegen die das Favoritenwesen im östlichen Orient ein harmloses Sommerstraßentheater ist. Unsere Staatsmänner, die Minister an der Spitze, suchen ihren Verwandten, Freunden und Domestiken möglichst gut besoldete Stellen zu verschaffen, um sich die Schmarotzer vom Halbe zu schaffen. So baut hier eine vor einigen Jahren ernannte Kommission, die die durch die Choleraepidemie vom Jahre 1885 verursachten Rechnungen ins Reine bringen soll. Zur Kommission gehören ein Chef mit 4000 Psetas (1 Pseta gleicht 1 Frank gleich 80 Pfg.) Gehalt, ein Beamter erster Klasse mit 3500 Psetas, drei Beamte zweiter Klasse mit je 3000 Psetas, sechs dritter Klasse mit je 2500 Psetas, fünf vierter Klasse mit je 2000 Psetas, fünf fünfter Klasse mit je 1500 Psetas, fünf Sechster mit je 1200 Psetas und neun Schreiber mit je 1000 Psetas Gehalt. Das gibt eine Gesamtsumme von 64250 Psetas. Nun frage ein Mensch, was diese Kommission bisher geleistet hat. Sie hat noch nichts von sich hören lassen, sie hat auch noch nicht ein einziges Protokoll verfaßt und Wissende versichern, daß diese Herren Beamten erster, zweiter, dritter, vierter und aller folgenden Klassen das Kommissionsbüro noch niemals betreten haben. Der Volksmund nennt die Nichtsther „moomios“ (Mumien) und verlangt, daß sie endlich wieder eingestuft werden, nachdem sie lange genug öffentlich ausgegestellt waren. Leider wird es bei dem frommen Wunsch bleiben, denn die Staatsprinzipalern lassen sich nicht so leicht unschädlich machen, so lange ihnen hoher, höchster und allerhöchster Schutz zu teil wird.

Parianachrichten.

— Wegen Vergehens wider §§ 17 und 18 des Vergehengesetzes stand Redakteur Emil Rosenow vor dem Schöffengericht in Chem-

Scheidt, in dürftiger, aber sauberer Kleidung. Sie hielt ein Bild in der Hand, welches in dem teilweise abgebrochenen Halse einer Flasche steckte.

„Es ist nicht Paul,“ sagte Wolfgang, indem er der erschrocken zurückweichenden Frau in den Versuch folgte, „ich habe mit meinem Pferde hier nur Obdach gegen das Unwetter gesucht.“

Die Alte starrte ihm eine geraume Weile sprachlos ins Gesicht und murmelte ihn dann von Kopf bis zu Fuß. „Rein, nein,“ murmelte sie wie im Selbstgespräch, „es ist keiner von ihnen; sie können die Kleider eines vornehmen Herrn anziehen, aber sie sehen doch nie wie ein solcher aus. Rein, nein, es ist kein Häufchen.“

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre und ein Mann von riesenhohem Busche trat ein, eine vom Regen tiefende Decke um die Schultern geschlungen. Mit finsternem Blicke betrachtete er Wolfgang.

„Wer sind Sie und was wollen Sie hier?“ fragte er in drohendem Tone.

„Ich suche nur Unterkunft gegen den Regen,“ antwortete Wolfgang, „ich wollte nach dem Willenhofe und habe den Weg verloren.“

„Nach dem Willenhofe?“ griff die alte Frau das Wort auf, und trat dicht an Wolfgang heran, um ihm abermals ins Gesicht zu blicken. „Dann sind Sie wohl ein Sohn des Barons von Sturen? Ja, ja, Sie sehen ihn sehr ähnlich; auch von Ihrer Mutter haben Sie etwas, aber Sie gleichen mehr ihrem Vater.“

„So können Sie also meine Eltern?“ fragte Wolfgang. „Ja, ich könnte beide gut; aber es ist jetzt ziemlich lange Jahre her, daß ich sie zuletzt sah. Leben Ihre Eltern noch?“

„Nein, sie sind beide tot.“

Von dem Antlitze des riesenhohem Mannes war, während

nig. Vier Mitglieder des Turnvereins zu Rastdorf waren wegen unbefugter Erteilung von Turnunterricht an Schülern zu 10 Mark Strafe von der Amtsbaumwacht verurteilt worden, welche Verfügung der Beobachter wörtlich abgedruckt hatte. Die Amtsbaumwacht bezieht ihre Verfügung als den Teil eines Strafprozesses, vermutlich weil später die Betroffenen gerichtliche Entschädigung beantragt hätten. Sie abernd die Sache der Staatsanwaltschaft, welche auf Grund genannter Verurteilungen Anklage erhob. Der Angeklagte bezog sich vor Gericht u. a. auf Landgerichtsdirektor Rangold in Dresden, der in seinen Anmerkungen zum Bescheide ausführte, daß der Strafprozeß erst mit der Überlieferung der Akten an die Staatsanwaltschaft beginnt und vor der Meinung, die Verfügung der Amtsbaumwacht sei unter Gerichtsbeschlusse, Teile eines Strafprozesses z. nicht zu rechnen. Nach ziemlich langer Beratung trat das Schöffengericht dieser Anschauung bei und sprach Resonanz frei.

Gewerkschaftliche.

Dem „Vorwärts“ wird geschrieben: In unserer Parteipresse macht augenblicklich eine Bekanntmachung der General-Kommission der Gewerkschaften die Runde, die sich auf den Ausbruch der Schuhmacher in Burg bezieht. Es ist darin gesagt, daß der Ausbruch bereits 15 Wochen dauere, igezeit, Aussicht, den Ausgeherten in Burg noch Arbeit zu verschaffen, aber kaum mehr vorhanden sei, da die Fabriken mit fremden Arbeitern und Streikbrechern besetzt wären. Auch derselben Quelle sind noch ca. 100 Ausgeherte, darunter ein Drittel weibliche Arbeiter, zu unterstellen. Die Generalkommission läßt an diese Mitteilung die Aufforderung, die Opfer des Kampfes zu unterstützen. Wir schließen uns dieser Aufforderung aus vollem Herzen an, sind aber weiter der Meinung, daß der Verlauf des Bürger-Schuhmachereits und sein jetzt von der Generalkommission der Gewerkschaften festgesetztes End-Ergebnis eine Lehre für die Arbeiter enthält, die nicht sobald vergessen werden sollte. Wie die Leser des „Vorwärts“ sich noch erinnern werden, sollte der Streik in Burg durch einen Vergleich beendet werden, dessen Bestimmungen von beiden in Unterhandlung befindlich gevesenen Teilen, den Unternehmern einer- und dem Vertrauensmann der Schuhmacher, W. Bod, andererseits, acceptiert waren. Der Vergleich trat nicht in Kraft, weil die Majorität der Streikenden seine Bedingungen nicht acceptieren zu können glaubte. Eine im Anschluß an die Vergleichsverhandlungen behandelte unbegriffliche Vertrauenslosigkeit des Genossen Bod den Fabrikanten gegenüber, die letztere dann selbstverständlich in schamloster Weise anwärtigen, rief damals Erkennen und Entrüstung in allen Arbeiterkreisen hervor und in Versammlungen und Parteiblätern wurden sehr herbe Urteile über Bod laut. Ein Nachspiel dieser Vorgänge wußte auch noch auf der Generalversammlung des Vereines deutscher Schuhmacher und möglicherweise auch auf dem Parteitag in Frankfurt fort. So einstimmig aber auch das Urteil darüber ist, daß Bod einen unwürdigen Schlichter gemacht hat, als er den Fabrikanten Tack und Konforten die Erlaubnis gab, in seinem Namen eine öffentliche Erklärung über die Beendigung des Streiks loszulassen, ohne daß er den Wortlaut dieser Erklärung kannte, so verlangt andererseits die Gerechtigkeit anzuermerten, daß Bod, als er den Vergleich zu Stande brachte, die Interessen der Arbeiter und seiner Gewerkschaft besser wahrte, als seine Gegner, die den Vergleich zu Fall brachten. In der Aufregung über die Tack'schen Depeschen, die fälschlich Bod's Unterschrift trugen, wurden jenseitig die Bedingungen, unter denen Bod den Streik für beendet erklärt hatte, kaum beachtet; ja es wurde sogar in der in- und ausländischen Arbeiterpresse eine Lesart in Umlauf gesetzt, wonach die Vergleichsbedingungen ein „Haustschlag in das Gesicht der Streikenden“ gewesen sein sollen. Wie sehr diese in der Aufregung aufgehellte Behauptung über das Ziel hinausgeschöß, möge der Wortlaut der Bedingungen zeigen. Diese lauten:

„Die Fabrikanten verpflichten sich, die Mitglieder der Streikkommission wieder in Arbeit zu nehmen; die bezüglichen Engagements wurden an Ort und Stelle bewirkt und ergaben, daß sämtliche Kommissions-Mitglieder sofort Stellung fanden, allerdings zum Teil in anderen Fabriken, als wo sie bisher standen. Ferner ergänzen die Fabrikanten aus dem vorstehenden Bestande der Streikenden ihren Bedarf an Arbeitskräften so lange, bis alle untergebracht sind; erst dann sollen Engagements von außerhalb zulässig sein. Zum Anlernen

sind die Fabrikanten nicht verpflichtet; sind z. B. keine Zuschneider unter den Ausständigen mehr vorhanden, so können dieselben von auswärts engagiert werden. In den Fabriken sollen so bald als möglich ohne jede Einwirkung seitens der Fabrikanten Arbeiter-Ausschüsse gewählt und es soll mit diesen bei etwa eintretenden Differenzen zunächst verhandelt werden; ergiebt sich dabei keine Einigung, so ist die Vermittlung des Vorstandes in Nürnberg oder des Vertrauensmannes in Gösta anzurufen. Die bisherige Streikkommission bleibt unter dem Namen Arbeiterkommission einfließen bestehen und hat bei Besetzung der Stellen mitzuwirken. Bis Dienstag, 5. Juni, dem Verhandlungstage, abends 8 Uhr, hatte dieselbe eine Liste der in Burg anwesenden Ausständigen einzureichen; betreffend der Juristen ist es in das Verbleiben jedes Fabrikanten gestellt, sie zu engagieren oder nicht.“

Man vergleiche mit vorstehenden Bedingungen die Bekanntmachung der Generalkommission, wonach jetzt die Plätze mit Streikbrechern besetzt sind, hundert Arbeiter ohne Beschäftigung und Verdienst in Burg und andere hundert nach Arbeit suchend, aber durch schwarze Listen verhindert, auf der Landstraße liegen, die früher vorzügliche Organisation aber gesprengt ist, und man wird zu einem milderen Urteil über Bod's Vergleichsbedingungen kommen. Wir stehen nicht an zu behaupten, daß habe in dem Vergleich erreicht, was nach Lage der Sache überhaupt zu erreichen war.

Die Gegner Bod's behaupten freilich, wenn er nicht mit den Fabrikanten unterhandelt hätte, so hätten diese die Forderungen der Arbeiter acceptieren müssen. Der Versuch, irgend einen Beweis für diese Behauptung zu erbringen, ist nie gemacht worden, bloßen Worten ist aber keine Bedeutung beizumessen. Genosse Bod konnte für sein Vorgehen die in diesem Falle schwerwiegende Tatsache ins Feld führen, daß die Streikfalle der Schuhmacher erschöpft waren. Die Gegner Bod's hoffen auf die Ergebnisse der Sammlungen. Daß man darauf hin keinen großen Streik finanziell halten kann, zeigte sich in dieser Falle wieder, wie es sich in hundert gleichen Fällen früher gezeigt hat.

Es steht also fest, daß eine schwere Niederlage einer starken Arbeitergruppe hätte vermeiden werden können, wenn man unter Würdigung der tatsächlichen Verhältnisse mehr der kühlen Besinnung und weniger den Eingebungen der Leidenschaft gefolgt wäre. Leider sind diese Fälle durchwegs nicht vereinzelt und manche Schlappe in den gewerkschaftlichen Kämpfen wäre zu vermeiden gewesen, wenn die Beteiligten nur den Laßsalischen Rat befolgt und sich klar zu werden verücht hätten über das, was ist.

Freilich nicht immer zeigen sich die Folgen einer falschen und unüberlegten Taktik so klar, wie im Bürger Fall, und wir haben denselben deshalb auch gewünscht, um unseren Freunden in Erinnerung zu bringen, daß unter Umständen auch für die gewerkschaftlichen Kämpfe das Wort gilt: Ein magerer Vergleich ist besser als ein fetter Prozeß.

Zur Arbeiterbewegung.

— Ueber den nächsten Kongreß der deutschen Gewerkschaften läßt sich die Generalkommission vernehmen: Im Sozialdemokrat ist mitgeteilt worden, daß im nächsten Jahre ein Gewerkschaftskongreß stattfinden solle. Der „Korrespondent für Deutschlands Buchdrucker“ schrieb, der Kongreß würde Öhren nächsten Jahres stattfinden. Um zu vermeiden, daß irgend ein Organ in nächster Zeit vielleicht auch schon die Losordnung des Kongresses bekannt gibt, wollen wir für, mitteilen, inwieweit die erwähnten Nachrichten sich bestätigen. In der Generalkommission ist darüber verhandelt worden, ob im nächsten Jahre ein Gewerkschaftskongreß stattfinden soll. Da der zu behandelnde Stoff aber nicht ausreichend genau erscheint, so soll in einigen Wochen bei den Vorständen der Gewerkschaften Umfrage gehalten werden, ob sich dort das Bedürfnis für Einberufung des Kongresses notwendig gemacht hat. Es ist also gegenwärtig weder bestimmt, ob der Kongreß einberufen wird, noch ist über den Zeitpunkt des eventuellen Stattfindens des Kongresses beschlossen worden. Vor Mitte Oktober dürfte Bestimmtes nicht in der Sache festgesetzt werden können und wird dann jedenfalls von uns die Einberufung auch unmittelbar nachher erfolgen. Die mindestens verlässlichen Nachrichten können ihren Ursprung nur in einer Bemerkung haben, die ein Mitglied der Generalkommission auf der Generalversammlung eines Verbandes gemacht hat. Wie verlässlichen diese Mitteilung um einwigen Anfragen und Auseinandersetzungen in der Sache vorzubringen.

er dem Gelpflege zuhörte, der drohende Ausdruck verschwunden.

„Sie erinnern sich meiner wohl nicht, Herr Baron?“ fragte er. „Wir haben uns allerdings nur ein einziges Mal gesehen.“

„Es war in Moses Rathsanthons Hinterstübchen,“ sagte Wolfgang, welcher Gestalt und Physiognomie des Mannes schon vorher wiedererkannt hatte, „und wenn mein Gedächtnis mich nicht täuscht, so ist Ihr Name Kölling.“

Der Niess legte deßbeuam seinen Finger um den Mund. „Ich habe volles Vertrauen zu Ihnen, Herr Baron,“ sagte er, „denn ich kenne gewisse Personen, an denen Sie sehr ebel gebandelt haben. Aber ich bitte Sie, niemandem zu verraten, daß Sie mich hier gesehen haben. Die Spürhunde sind hinter mir her wegen eines kleinen Streiches, den ich vor einiger Zeit verübt, und ich gedente daher eine Reise über das Meer zu machen.“

„Seien Sie versichert, daß ich nicht den Verräter spielen werde,“ versetzte Wolfgang, welcher sich nach den Vermutungen, die er schon früher über das Gewerbe dieses Mannes gehes, durch dessen dunkle Anspielung kaum überirrt fühlte. „Ich mag nicht fragen, Herr Kölling, was Sie sich haben zu schaden kommen lassen, aber ich kann nicht umhin, Ihnen mein Bedauern auszusprechen, daß Sie auf ebenjo schlimmen als gefährlichen Wegen wandeln. Es liegt so manches in Ihrem Wesen, was mich sympathisch berührt, so daß es mir schwer fällt, Sie zu den unrettbar Verlorenen der menschlichen Gesellschaft zu zählen. Wenn Sie Ihre Furcht über das Meer glänzlich bewerkstelligt haben, so denken Sie an meine Worte, und verlassen Sie, in einer neuen Welt ein neues Leben anzufangen.“

„Ich danke Ihnen für Ihre gute Meinung, Herr Baron,“ erwiderte Kölling, „aber die sogenannte gute Gesellschaft gestattet niemandem, besser zu werden. Glauben Sie mir,

was die Hälfte aller Verbrecher ins Unglück stürzt, ist Mangel an Hoffnung. Das letzte Restchen Hoffnung würde unseren gar oft wieder zum christlichen Manne machen, aber haben wir einmal einen Festtritt begangen, so giebt es für uns nichts mehr zu gewinnen, wenn wir auch stehen bleiben. Nun, ich habe einige Aufmunterung von Ihnen erhalten, und wenn ich diesmal glänzlich durchkomme, so will ich mein möglichstes thun, Ihnen wohlmeinenden Rat zu befolgen.“

„Ich hoffe beides für Sie, Herr Kölling,“ entgegnete der Baron, „denn es steht in Ihnen ein guter Kern, wie ich glaube. Doch das Unwetter draußen hat aufgehört und ich könnte nun am Ende meinen Weg fortsetzen.“

„Dann werde ich Sie soweit begleiten, bis Sie sich selbst nach dem Willenhofe finden können,“ erbot sich Kölling, „denn ich kenne hier alle Wege und Stege genau.“

Der Baron nahm das Anerbieten dankbar an. Er wünschte der alten Frau freundlich gute Nacht und holte sein Pferd, welches ihm von Kölling abgenommen und am Bügel geführt wurde, da der einschlagende Weg das Reiten sehr erschwert hätte.

Der Aufbruch der Elemente draußen hatte sich beruhigt. Der Regen fiel fast nur noch in vereinzelten Tropfen. Während die beiden schwiegend nebeneinander bergingen, bebauerte der Baron im Stillen, daß die Achtung vor dem Gesetz ihm verbot, nur im mindesten die Straft eines Mannes zu begünstigen, bei welchem er eine Neigung zur Reue zu sehen glaubte. Aber er dachte nach, wie er in anderer Weise etwas für ihn thun könne.

„Herr Baron,“ sagte Kölling unterwegs, „ich weiß, daß Sie Beziehungen zu einem jungen Manne Namens Heiberg gehabt haben. Wie es scheint, ist er nicht mehr in Berlin. Wissen Sie vielleicht zufällig, wie es ihm geht?“

(Fortsetzung folgt.)

